

I. SCHLECHTE MÜNZEN, BÖSES GELD: EINE HYPOTHESE

Währungsstabilität ist gesellschaftliche Stabilität. Eine stabile Währung erzeugt stabile Erwartungen und Vertrauen. Schlechtes Geld aber erzeugt Unsicherheit, nicht nur in Tauschprozessen und der Abbildung von Wertrelationen, sondern auch Misstrauen innerhalb der Gesellschaft. Es vergiftet buchstäblich Sozialbeziehungen und gefährdet den gesamtgesellschaftlichen Konsens (der je nach RaumZeit sehr unterschiedlich formuliert sein kann). Ist das Geld schlecht, sinkt die Bereitschaft, Kredite zu vergeben, im Wortsinne: dem Anderen *Vertrauen* (*credere*) zu schenken. Planungen für die Zukunft werden zunehmend schlechter. Sozialbeziehungen können erheblich beschädigt werden, wenn verschiedene Standards gelten, und z. B. die eine Partei versucht, ihren Gegenpart mittels Währungsspekulation oder einfach nur geschickten Ausnutzens asymmetrischer Informationsverteilung hinsichtlich der Kaufkraft einer bestimmten Münze „über’s Ohr zu hauen.“ Im Reformationszeitalter – wie im Übrigen während der gesamten Vormoderne – war Geld zunächst nämlich nichts weiter als eine *Ware* unter vielen im Wirtschafts- und Produktionsprozess und unterlag damit den gleichen Spannungsfeldern zwischen Angebot und Nachfrage und ihrem Abbild – dem Marktpreis – wie alle anderen Waren im Produktionsprozess auch. Als Ware war das Geld gleichwohl *primus inter pares*, da es sich z. B. anmaßte, als universaler Wertmaßstab für Wirtschaft und Gesellschaft zu *gelten*. *Geld ist was gilt*. Es konnte zu Martin Luthers Zeiten sogar über die im Fegefeuer zu verbleibende Zeit der Seelen bestimmen, d. h. diese von Gott gesetzte Zeit ‚messen‘, nämlich über die von Luther so wortmächtig verteufelten Ablässe.

Grundstoff der Geldproduktion oder Münzprägung war das Silber. War Silber knapp und sein Preis hoch, ergab sich gesamtwirtschaftlich bzw. hinsichtlich des Preisniveaus eine Deflation. Diese Deflation und ihre gesamtwirtschaftliche Ausprägung als Depression wird als *Krise der Reformation* der Analyse der Währungspolitik(en) im Reich um 1500 gleichsam als Rahmen vorangestellt (Kapitel II: Deflation). Diese deflationäre Depression war allerdings nicht die einzige Störung im gesamtwirtschaftlichen Produktionsprozess um 1500. Die verschiedenen Abstufungen im Währungssystem des Reiches taten ihr Übriges. Seitdem der Rheinische Goldgulden im 14. und 15. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung verloren hatte, kam den Silbermünzen – von den Hellern und Pfennigen, die vergleichsweise wenig Silber enthielten bis zu den Groschen und Guldenäquivalenten wie dem *Joachims-* oder *Klappmützentaler* oder *Groschen so einen Gulden gilt* – zunehmende Bedeutung innerhalb der Gesellschaft und ihrem Zahlungsverkehr zu. Freilich wurde der Gulden weiterhin als Rechenwährung verwendet; praktisch alle überlieferten Geschäftsbücher, Bilanzen und andere Verträge, etwa über Leibrenten, Staatsanleihen, Privatkredite u. ä. waren zumindest in Rheinischen Gulden geführt (Kapitel III: Devaluation). Nicht immer aber waren rheini-

sche Goldgulden dann auch die tatsächlich verwendeten Nominale im Zahlungsverkehr. Und aus diesem Szenario ergaben sich verschiedene Manipulationsmöglichkeiten und Optionen, durch geschickten Einsatz verschiedener Münzsorten sich einen geldwerten Vorteil zu beschaffen, der auf der Ausnutzung einer sozioökonomischen Asymmetrie bzw. einem asymmetrischen Tauschverhältnis beruhte: dem, was schon die Zeitgenossen um 1500 als *Wucher* bezeichneten. Gerade dieser – nicht einmal dem deutschen Währungssystem eigentümliche – Aspekt verleiht der Sozioökonomik der Münzprägung im Zeitalter der Reformation die Art von Brisanz und sozialer Sprengkraft, welche sich grundlegend auf die Einkommenslagen und Chance zentraler Kreise der Bevölkerung auswirken konnten: so grundlegend, dass bisweilen die *ultima ratio* der Rebellion gewählt werden konnte (Kapitel IV: Rebellion).

Diese Ware Geld also unterlag ihren ganz eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten von Angebot und Nachfrage (Kapitel I: Einleitung). Wann immer Geld knapp wurde, gab es nicht nur Spannungen im Produktions- und Nachfragesektor, sondern auch Risse in der Gesellschaft. Die Transaktionskosten stiegen; das System wurde zunehmend ineffizient (Kapitel V: Resümee). Von diesen Rissen und Bruchzonen handelt die vorgelegte Untersuchung.

0. GELD – EIN MYTHOS

„Am Beginn der Neuzeit herrschte in den europäischen Ländern bereits überall die Geldwirtschaft, die sich – nach Vorläufern in der Antike – seit dem Mittelalter und dem Aufblühen der Städte durchgesetzt hatte. [...] Noch lange in der Frühen Neuzeit waren die Münzen aus Edelmetallen (Gold und Silber) geprägt, nur die Scheidemünzen waren aus Kupfer. Der Edelmetallwert und der Nominalwert der Münze waren identisch, sodass es auch keinen Unterschied machte, mit welcher Währung man zahlte.“¹ So oder so ähnlich lauten, wenn man es einmal überspitzt, die Mythen über das funktional vollumfänglich in Wert gesetzte Tauschobjekt Geld in der Geschichte der vorindustriellen Zeit. Herrschte um 1500 überall die Geldwirtschaft? Ganz sicher nicht. Saisonal und regional gab es Cluster, an denen sich Transaktionen häuften, die nicht nur in Geld gebucht, sondern auch mit Bargeld abgewickelt wurden (zwei grundverschiedene Szenarien, von denen das eine nicht zwangsläufig das andere bedingen musste, siehe Kapitel IV). Nach Stadt und Land differenzierten sich Rhythmen und Kompositionen der Transaktionskassen der Akteure im Wirtschaftsprozess. Geldgebrauch und Transaktionskassen waren nicht nur schichtenspezifisch stark differenziert, sondern auch hinsichtlich der in den gegenwärtigen Geschichtswissenschaften so populären Ordnungsmuster „Raum“ und „Zeit“ deutlich geschieden.

Sodann: Ob und wann eine „Geldwirtschaft“ „blühte“, lässt sich im besten Falle überhaupt nur dann beantworten, wenn eine operationalisierbare Definition von „Geldwirtschaft“ und „blühen“ existiert (dem ggw. Autor sind keine bekannt;

1 Karl Vocelka, *Geschichte der Neuzeit. 1500–1918*, Wien / Köln / Weimar 2010, S. 80.

warum diese Definitionen eigentlich im Wortsinne unmöglich sind, wird der Fortgang der Untersuchung ergeben). Englische Bauern wickelten im Hoch- und Spätmittelalter einen Großteil ihrer marktwirtschaftlichen Transaktionen in Geld ab, gebrauchten dabei aber nicht zwangsläufig Münzen oder irgendwie anders geartete geldnahe Forderungen (Kap. II).² Bisweilen buchten sie z.B. Kleinkredite und ausstehende Forderungen einfach in die Gerichtsakten der Fronhöfe (*manorial rolls*) und generierten so umfangreiche Umsätze ohne Bargeld. Im Nachhinein fällt die buchhalterische Zuordnung dieser Transaktionen zu *Buchgeld* oder *Kredit*, also zwischen Geldmenge *M* (Buchgeld) oder Umlaufgeschwindigkeit *V* (Kredit) schwer. Die Geldwirtschaft „blühte“ in dieser Zeit ohne jeden Zweifel, doch wechselte Bargeld recht selten die Hände.

Die schiere Existenz wertmäßig und relational fixierter Umlaufwährungen (also etwa: 1 Gulden gleich 20 solidi gleich 240 denarii, oder 1 Gulden = 21 Groschen = 252 Pfennige = 504 Hellern, um nur zwei gängige Rechenwährungen des spätmittelalterlichen Europas zu nennen), deren Nominalstruktur sich aus entsprechenden Edikten und Münzfunden sowohl archäologisch (chemisch-physikalisch) als auch anhand der schriftlichen Überlieferung gut fassen lässt, bedeutete noch lange nicht, dass diese Münzen immer, überall und von jedermann in Zahlungen oder allgemein zur Tilgung von Schulden akzeptiert waren wie es die Statuten vorsahen. Manchmal existierten sie überhaupt nicht (wie im Falle der *ghost moneys*). Je nachdem, wer an der betreffenden Transaktion beteiligt war, wie viel Kleingeld im Vergleich zu den größeren Sorten (Gulden, Dukaten etc.) gerade im Umlauf war; welcher Zeitpunkt im Wirtschaftszyklus gerade erreicht war (vor der Ernte? nach der Ernte?), welche Münzsorten gerade zur Hand waren etc. – die Preise für Güter des Grundbedarfs konnten erheblich variieren, und zwar ganz unabhängig von den changierenden Spannungsfeldern im realwirtschaftlichen Bereich (welche zumindest in der volkswirtschaftlichen Theorie normalerweise als Hauptursache für Preisniveauintabilität gedeutet werden).

Allein die Spezialstudien wissen um die Veränderbarkeit der Münzwechselkurse insbesondere im Kleingeldsegment und den wichtigen Unterschied zwischen Rechen- und Umlaufwährung.³ Die gesellschaftlichen Konsequenzen dieser

2 Ian Blanchard, *Mining, Minting and Metallurgy in the Middle Ages*, Bd. 3: *Continuing Afro-European Supremacy, 1250-1450 (African gold production and the second and third European silver production long cycles)*, Stuttgart 2005, S. 1189–1107.

3 Insbesondere ist hier zu denken an die folgenden Studien: Charles M. de La Roncière, *Prix et Salaire à Florence au XIVe Siècle, 1280-1380*, Rom 1982, S. 469-520; Frederic C. Lane / Reinhold C. Mueller, *Money and Banking in Medieval and Renaissance Venice*, Bd. I: *Coins and Moneys of Account*, Baltimore / London 1985; Martin Körner, *Luzerner Staatsfinanzen 1415–1798. Strukturen, Wachstum, Konjunktoren*, Luzern / Stuttgart 1981; Peter Spufford, *Money and its Use in Medieval Europe*, Cambridge et al. 1988. Für den deutschen Raum relevant: Rainer Metz, *Geld, Währung und Preisentwicklung. Der Niederrheinraum im europäischen Vergleich: 1350–1800*, Frankfurt a. M. 1990. Nennenswert sind ferner die Schriften Sprengers: Bernd Sprenger, *Preisindizes unter Berücksichtigung verschiedener Münzsorten als Bezugsgrößen für das 16. und 17. Jahrhundert – dargestellt anhand von Getreidepreisen in Frankfurt/Main*, in: *Scripta Mercaturae*, 1 (1977), S. 57–69; Ders., *Münzverschlechterung, Geldmengenwachstum und Bevölkerungsvermehrung als Einflußgrößen der sogenannten*

den „alteuropäischen“ (Peter Blickle, Donald Rumsfeld) Gesellschaften eigenen monetären Systeme wurden jedoch kaum jemals umfassend in der Forschung thematisiert. So werden o.g. Mythen perpetuiert. Geschuldet sind sie oftmals einem aufgrund des wissenschaftssystematischen Standpunkts erwachsenen und damit durchaus entschuldbaren Quellenpositivismus, sowie einem allgemein aus der modernen Geldtheorie entlehnten Denkhorizont, welcher die Existenz von Geld in seiner Vollfunktion als Zahlungsmittel, Wertmesser und Wertaufbewahrungsmittel (die volkswirtschaftlichen Geldfunktionen; hinzu kommen mindestens eine Kommunikationsfunktion sowie eine magische Funktion vgl. Kap. III) einfach voraussetzt. Ohne weitere Prämissen wird dann entweder gleich die Problematik der Geldmenge und ihrer Steuerung als maßgebliche volkswirtschaftliche Größen untersucht, oder das Geldwesen *ceteris paribus* einfach aus der Analyse ausgelassen. Geld ist einfach „da“, und man braucht es nicht weiter zu erklären. Die zugrunde liegende Axiomatik, nämlich: dass Geld seine in den volkswirtschaftstheoretischen Lehrbüchern genau definierten Kernfunktionen erfüllt (Kapitel III), wird nicht mehr grundsätzlich hinterfragt.⁴

Dies mutet aus zweierlei Gründen befremdlich an. Zum einen ist die gesellschaftliche Überformung des Geldes in anderen geschichtsnahen Disziplinen, etwa der Alten Geschichte oder der Anthropologie gut erforscht. Niemand würde heute etwa ernsthaft die Meinung vertreten, man könne Struktur und Funktionalität der antiken Geldwirtschaft (Rom, Griechenland, Kleinasien, c. 700 v. C. bis 400 n. C.) mit dem Analyseinstrumentarium der modernen Geldtheorie und ihrer Terminologien (also: Geldmenge, Umlaufgeschwindigkeit, Wechselkurse) analysieren, also mit einem raumzeitlich dekontextualisierten, aber sehr deutlich auf die Rahmenbedingungen nordwesteuropäischer Gesellschaften des 20. und 21. Jahr-

Preisrevolution im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert in Deutschland, in: Karl Heinrich Kaufhold / Friedrich Riemann (Hrsg.), Theorie und Empirie in Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsgeschichte. Wilhelm Abel zum 80. Geburtstag, Göttingen 1984, S. 127–144 und Ders., Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, Paderborn / München / Wien / Zürich 1991, 3. Aufl. 2003. Weitere Literaturhinweise finden sich an entsprechenden Stellen in der vorliegenden Arbeit (Kap. II–V).

- 4 Man kann hier zwar den Einwand führen, dass sich solche streng genommen unzulässigen Verallgemeinerungen zumeist in Abhandlungen aus fachfremder Feder finden. Doch stößt man über formal äquivalente Mythen auch in den vorzüglichsten auf dem Markt erhältlichen Überblicksdarstellungen, welche sich explizit mit geld- und wirtschaftshistorischen Fragestellungen befassen. Eine andere gängige Vereinfachung – in einem ansonsten tadellosen und zu Recht als Klassiker geltenden Werk – lautet: „Die Geldgeschichte der Frühen Neuzeit war durch die Wiederbelebung des mitteleuropäischen Silberbergbaus und vor allem durch die Entdeckung der überseeischen Silbervorkommen in Spanisch-Amerika geprägt. [...] Aus den Bergbauregionen wurde das neue Silber auf die Edelmetallmärkte gebracht, und die durch die Edelmetallknappheit ausgetrockneten Münzstätten sogen das Silber auf.“ Michael North, Kommunikation, Handel, Geld und Banken in der frühen Neuzeit, München 2000, S. 27, und sehr ähnlich in: Ders., Das Geld und seine Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 1994, bzw. Ders., Kleine Geschichte des Geldes. Vom Mittelalter bis heute, München 2009, eine Neuauflage des vorzüglichen North 1994 ohne Fußnoten.

hunderts kalibrierten abstrakten Begriffsschema.⁵ Die Gesellschaften Mitteleuropas um 1500 waren aber, was Geldtheorie und Geldgebrauch betrifft, der Antike viel näher als der Zeit nach 1900. Und so sollte man sie auch behandeln bzw. das Geld und den Geldgebrauch entsprechend erklären.

Doch haben – und dies ist gleichsam das Paradox – akademische und populärwissenschaftliche Texte über Geld in der Geschichte rein zahlenmäßig in den letzten Jahren eine Hochkonjunktur erfahren (Literaturüberblick s. u.); sicher in Verbindung mit den aktuellen globalen Krisen im Weltfinanzsystem seit 2008 und der zunehmenden Instabilität der monetären (Des)Integrationsprozesse im EURO-Raum. Zu einem signifikant angestiegenen Tiefgang in der Analyse, also insbesondere zu einem umfassenderen und ausgewogeneren Verständnis der multilateralen Wechselwirkungen, Dynamiken und Asymmetrien im Spannungsfeld der beiden Pole „Geld“ und „Gesellschaft“ hat dieses quantitative Wachstum in der Literatur jedoch unglücklicherweise nicht geführt. Hinweise auf Bruchzonen, Friktionen und Pathologien des vormodernen Geldstandards finden sich kaum. Wenn sie zu finden sind, fokussieren sie sich meistens auf akute oder kurzfristige Pathologien, die dem Historiker viel schneller in den Blick fallen als die langfristigen strukturellen Bruchzonen des Geldwesens. Die großen Inflationen, also die „Schinderlingsinflation“ von 1459, die „Kipper- und Wipper-Krise“ 1619–23 und die deutsche Hyperinflation von 1922/23 haben demgemäß in der Forschung breite Aufmerksamkeit erfahren. Treffenderweise spricht eine vorzügliche unlängst erschienene Studie hier (mit Bezug auf die Schinderlingskrise) von einer gesellschaftlichen „Katastrophe“.⁶ Implizit wird aber stets suggeriert, nach den jeweiligen Währungsschnitten 1460, 1623 oder 1924 habe das Geldwesen dann wieder zu seinem jeweiligen langfristigen Gleichgewichtszustand zurückgefunden. Was aber, *wenn genau dies nicht der Fall gewesen ist?*

Währungsstabilität und eine hohe Kaufkraft des eigenen Geldes gehören ebenfalls zu den Mythen oder gar Gründungsmythen der Deutschen.⁷ Die zerstörerischen Erfahrungen mit der Hyperinflation im Gefolge des Ersten Weltkrieges (1914–1922/23), die negativen Folgen (1933–1945), sowie die Kaufkraftentwertung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, welche ebenso wie die große Inflation von 1922/23 einer ‚Enteignung‘ breiter Volksmassen gleichkam (Bucerius), haben sich als negativ konnotierte und doch systemkonstitutive Elemente des politischen und gesellschaftlichen Systems Bundesrepublik tief in das kollektive Gedächtnis eingebrannt. Nun waren diese Inflationen gerade durch Phasen *akuter* Geldentwertung gekennzeichnet, also Geldentwertungsraten teilweise im multiplen 1000prozentbereich über vergleichsweise kurze Zeiträume. Doch ist die Geschichte des Reiches weniger von diesen Hyperinflationen, denn einem viel laten-

5 Sitta von Reden, *Money in Classical Antiquity*, Cambridge et al. 2010 liefert einen vorzüglichen und theoretisch wie empirisch gut abgesicherten Überblick über die diesbezüglichen Debatten im Fach.

6 Gerhard Fouquet / Gabriel Zeilinger, *Katastrophen im Spätmittelalter*, Darmstadt / Mainz 2011, S. 139–142. Ein vielzitatierter Klassiker ist in dieser Sparte ist wohl Richard Gaetgens, *Geschichte der Inflationen. Vom Altertum bis zur Gegenwart*, München 1982 [2. Aufl. 1957].

7 Herfried Münkler, *Die Deutschen und ihre Mythen*, Reinbek b. Hamburg 2009, S. 455–476.

teren, doch in seiner Wirkmächtigkeit ähnlich gravierenden Phänomenen geprägt gewesen. Dies war die *schleichende Geldentwertung*, welche sich kumulativ aufbaute und – dies nachzuweisen ist eine der zentralen Aufgaben der vorliegenden Arbeit – ebenfalls gravierende Brüche und Verwerfungen innerhalb der Gesellschaft hervorrief. Anhand der Umbruchphase zwischen ca. 1470 und ca. 1530 (wobei es auf bestimmte Jahre als Periodisierungsgrenzen hier nicht ankommt) und mit Schwerpunkt auf Mittel- und Oberdeutschland wird dieses Phänomen fallbeispielartig untersucht. Dies bedeutet nicht, dass es zu anderen Zeiten und in anderen geographischen Räumen nicht ähnliche Strukturen, Phänomene und ähnlich gelagerte Szenarien gegeben haben mag, welche sich zumindest potenziell als ähnlich destruktiv für Wirtschaft und Gesellschaft ausgewirkt haben mochten. Es geht hier lediglich um die Modellierung der denkbaren Wechselwirkungen zwischen den Polen *Geld* und *Gesellschaft* in einem klar abzugrenzenden Zeitraum; darüber hinaus wird aber die Analyse in Kapitel II belegen, dass viele der gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Umbrüche ohne eine Hinzuziehung des Geldwesens als Einflussgröße gar nicht hinreichend erklärbar sind. Die Reformation Martin Luthers (mit ihren Vorläufern und Nachwirkungen) weist starke kausale Verknüpfungen mit den monetären Imbalancen des Zeitalters auf, die sich allerdings erst dann in aller gebührenden Klarheit und Breite erschließen, wenn man über die kanonischen Lehrbuchweisheiten, die *communis opinio* hinsichtlich der wirtschaftlichen und monetären Rahmenbedingungen der Zeit weiter in die bestehenden Quellen hineinhört (Kap. IV).

Warum überhaupt das Geld? Essayistisch tätige Vertreter der Mediävistik mit Hang zur Übertreibung lieben es, zu betonen, der Mensch sei „eine hässliche und schwache Kreatur“.⁸ Dabei bildet das Mittelalter in der post-postmodernen Gesellschaft Europas, welche die Segnungen der Industrialisierung schon überwunden hat und jeglichen Überflusses überdrüssig ist, einen bequemen Rückzugsort. Man stelle sich, platt formuliert, die Attraktivität eines Mittelaltermarktes oder Ritterfestes für die Einwohner Liberias vor. Mit einem Pro-Kopf-Inlandsprodukt i. H. v. 290 internationalen \$ (1990 Geary-Khamis-Dollar/Kaufkraftparität) hat das derzeit ärmste Land der Welt (Stand: 2009) weder die gesellschaftlichen noch ökonomischen Reserven, um Präferenzstrukturen des einkommenstechnisch privilegierten Nordwesteuropäers abzubilden.⁹ Hierbei vergessen viele Freunde des Mittelalters (eingeschlossen manche Fachvertreter der Historikerzunft): Keine andere Tiergattung hat so versatile Werkzeuge konstruieren können wie der Mensch. Entwicklung und Gebrauch von Sprache, Zahlen und Schrift zur Kommunikation nicht nur emotionaler, sondern auch kommerzieller Signale muss man

8 Etwa Robert Fossier, *Das Leben im Mittelalter*, München / Zürich 2008, S. 19.

9 Zum Vergleich: heute gilt – nach der Definition der Weltbank – als „absolut arm“, wer täglich über weniger als \$1,25, manchmal sogar \$1,00 (1990 Geary-Kamis \$ / Kaufkraftparitäten) verfügt, also ein Einkommen von weniger als $365 \cdot 1,25 = 456,25$ (PPP) im Jahr erwirtschaftet. Martin Ravallion / Shaohua Chen / Prem Sangraula, *Dollar a Day Revisited*, World Bank Policy Research Working Paper, WPS 4620 (2008), S. 3ff. Vgl. auch: http://econ.worldbank.org/external/default/main?pagePK=64165259&theSitePK=469372&piPK=64165421&menuPK=64166093&entityID=000158349_20080902095754 [12.01.2011].

dem Menschen erst einmal nachmachen. Gleiches gilt für Institutionen im Sinne der Neuen Institutionenökonomik von Ronald Coase und Douglass C. North.¹⁰ Eine ganz besonders versatile, wandlungs- und adaptionsfähige Institution, ein nachgerade mächtiges – und mit multiplen Eigendynamiken ausgestattetes – Zeichen ist das *Geld*.¹¹ Eine solche Institution verweist die Annahme der schöpferischen Vergleichbarkeit verschiedener Typen der irdischen Fauna in den Bereich der kulturpessimistisch überformten Griesgrämigkeit.

Geld als Wertmaßstab ist nämlich ein „nahezu universelles Phänomen“ (Harris), wie wenige Historiker und viele Anthropologen und Soziologen wissen.¹² Über Geld redet man nicht, scheinbar: während das Matthäusevangelium (Mt 26, 14–16) den Preis für die Dienstleistung des Verrates an Judas auf 30 *Silberling* (Luther¹³) bzw. Silberstücke¹⁴ quantifizierte (τριακόβτα ἀργύρια) und sich damit vielleicht auf Zacharias 11:12 bezog¹⁵, unzweifelhaft aber eine nicht unbedeutliche Summe nannte¹⁶, sprechen Markus und Lukas in der deutschen Übersetzung nur von „Geld“, welches bei Lukas freilich dasselbe Wort (ἀργύριον), ohne Zahlenangabe ist (Lk 22,5¹⁷). Der Passage in Lukas wird die monetäre Entlohnung oder allgemein Geldgier bisweilen als Tatmotiv abgesprochen (bisweilen argumentiert die Forschung sogar, dass der monetäre Aspekt dieser Transaktion in den nicht-apokryphen Evangelien ohnehin eine allenfalls randständige Bedeutung genossen habe)¹⁸: es ist vielmehr der „Satan“, der in ihn fährt, aber immerhin verständigen sich die Hohepriester und Schriftgelehrten darauf, ihm „Geld“ zu geben (Lk 22,5). Bei Lukas sind Geld und Besitz ohnehin stark negativ konnotiert¹⁹, wie im Übrigen mehr oder weniger in allen Evangelien, denn Geld – insbesondere seine Fungibilität – bezeichnet gestern wie heute mehr oder weniger als Pars pro Toto das profane Diesseits. Bei Markus ist ebenfalls *Silbergeld* als Tatmotiv im Spiel: allerdings ohne Angabe der Quantität (ἀργύριον, Mk 14,11²⁰). Johannes thematisiert die Entlohnung überhaupt nicht: Bei ihm ist lediglich die Vorahnung

10 Verstanden im Sinne des Ansatzes von Douglass North, etwa: Douglass C. North / Robert Paul Thomas, *The Rise of the Western World. A New Economic History*, Cambridge 1973.

11 H. P. Minsky, *Can it Happen Again? Essays on Instability and Finance*, Amonk 1982; S. 280; A. Schotter, *The Economic Theory of Institutions*, Cambridge et al. 1981, S. 11.

12 Marvin Harris, *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*, Frankfurt a. M. / New York 1989, S. 137.

13 Martin Luther, *Bibel – „Die gantze Heilige Schrift“*. Der komplette Originaltext von 1545 in modernem Schriftbild, Bd. 2, Bonn 2004, S. 2021.

14 Gerd Lüdemann / Frank Schleritt, *Arbeitsübersetzung des Neuen Testaments*, Göttingen 2008, S. 71.

15 Bart D. Ehrman, *The Lost Gospel of Judas Iscariot. A New Look at Betrayer and Betrayed*, Oxford et al. 2006, S. 26f.

16 Vgl. auch Gerd Lüdemann, *Das Judas-Evangelium und das Evangelium nach Maria. Zwei gnostische Schriften aus der Frühzeit des Christentums*, Stuttgart 2006, S. 73.

17 Nestle-Aland, *Novum Testamente Graece*, 27. neubearb. Aufl. [1993] 2006, S. 233.

18 Ehrman, *Lost Gospel*, S. 30. Zum Aspekt des monetären Anreizes vgl. Michael Grant, *Jesus*, London 1977, dt. Übertragung Bergisch Gladbach, 1979, S. 207f.

19 Vincenzo Petracca, *Gott oder das Geld. Die Besitzethik des Lukas*, Tübingen / Basel 2003, *passim*, etwa S. 168–173.

20 Nach der Arbeitsübersetzung von Lüdemann / Schleritt (2008). Luther (1545) übersetzte „Geld“.

Jesu und die entsprechende Aufforderung an Judas, zu tun, was er tun müsse (Joh 13,27) relevant.

Interessant ist die Entlohnung im apokryphen und unlängst wieder entdeckten, teilweise rekonstruierten und aus dem Koptischen übersetzten Judasevangelium. Hier erhält der Verräter nach der Pagelsschen Übersetzung von 2006 nur ein paar Kupfermünzen: *Then Judas received some copper coins. He handed him (=Jesus, P. R.) over to them (Judas, 16:8–9)*. Eine wahrhaft geringe, um nicht zu sagen wertlose Summe, welche dem Erzählstrang in diesem Evangelium scheinbar entspricht²¹ – zumindest des Mainstreams bis 2007. Alle Übersetzungen, ob nun des Griechischen bei den Kanonikern oder des Koptischen bei dem apokryphen Judasevangelium, sie alle entfalten ihren Spannungsbogen zum Teil über das Geld. Ἀργύριον, verwendet in drei der vier kanonischen Evangelien, bedeutet sowohl Geld im allgemeinen Sinne, also wirtschaftsanthropologisch: *general purpose money* bzw. volkswirtschaftlich: *legal tender money*. Ist ihm aber eine Zahl beigeordnet, handelt es sich ganz offensichtlich um reale Silbermünzen. Ähnlich beim koptischen Judasevangelium, welches hier den aus dem Semitischen stammenden Terminus *technicus homnt* (kopt. ⲉⲟⲙⲏⲧ²²), zu Deutsch: Kupfer, Kupfererz, Bronze, Kupfermünzen, Geld, aber auch „bezahlen“²³ verwendet. Die Äqui-

- 21 Judas als wahren Jünger Jesu, welcher für die Realisierung des Planes Gottes verantwortlich zeichnet, geht es nicht um Geld. Er weiß, dass er Jesus wird verraten müssen, weil es die göttliche Vorsehung so bestimmt. Er wird für die größte Tat, die einem Menschen abverlangt werden kann, dadurch den Preis der ewigen Verachtung der Menschheit und Verdammnis erringen. Gleichzeitig wird er dadurch den zentralen Platz in Jesu Himmelreich erlangen. Dieser Preis ist es ihm wert; daher ist ihm deshalb die Erzielung eines monetären Profites gar nicht wichtig? Er hätte ja trotzdem mit den – von ihm genauso wie von den anderen Jüngern – verachteten römischen Häschern einen höheren Preis aushandeln können, etwa die 30 Silberlinge des Matthäus. Eines der Evangelien, entweder Matthäus oder Judas, übertreibt bzw. untertreibt hinsichtlich der Geldsumme, möglicherweise bewusst im Interesse des Erzählplots. Der „Mainstream“ des lange Zeit verschollenen und seit 2004 wieder wissenschaftlich erschließbaren ‚Judasevangeliums‘, eines überaus finsternen und sinister anmutenden Textes ohne wirklich positive Botschaft, findet sich in den Darstellungen von: Bart D. Ehrman, *The Lost Gospel of Judas Iscariot. A New Look at Betrayer and Betrayed*, Oxford et al. 2006; oder dem von der National Geographic Society herausgegebenen Sammelwerk: Rodolphe Kasser / Marvin Meyer / Gregor Wurst (Hrsg.), *The Gospel of Judas from Codex Tchacos*, Washington, D.C. 2006. Der anfänglichen Euphorie über die Entdeckung eines scheinbar positiv zu konnotierenden Judas, welche man geeignet für eine komplette Neubewertung des Judasverrats in der Leidensgeschichte Christi hielt, wurde seit etwa 2007 eine viel zurückhaltender bis kritisch argumentierende Sichtweise an die Seite gestellt, vgl. Simon Gathercole, *The Gospel of Judas. Rewriting Early Christianity*, Oxford et al. 2007; oder Stanley E. Porter / Gordon L. Heath, *The Lost Gospel of Judas. Separating Fact from Fiction*, Grand Rapids / Cambridge 2007. Die Debatte ist noch offen, zumal viele der Darstellungen nicht immer wissenschaftlich fundiert sind.
- 22 Johanna Brankaer / Hans-Gebhard Bet (Hrsg.), *Codex Tchacos. Texte und Analysen*, Berlin / New York 2007, S. 284f., koptisches Wort im Codex Tchacos mit deutscher Übersetzung im Glossar, ebd., S. 301 (Worteläuterung).
- 23 Walter Ewing Crum, *A Coptic Dictionary*, Oxford: Clarendon Press, 1939, S. 678. Das Wort für Silber lautet ⲉⲁⲣ, ebd., S. 713.

valente für „Geld“, welche auf den Edelmetallen Silber (*hat*, kopt. ⲗⲁⲧ ²⁴) oder Gold (ⲛⲟⲩⲉ ²⁵) beruhen, werden (bewusst?) nicht verwendet; allerdings basierte der Geldumlauf im spätantiken Ägypten, welches hier als Bezugsraum für dieses koptische Apokryphon fungieren mag, zum großen Teil auf Kupfermünzen. Gold- und Silbermünzen wurden zwar gehandelt, aber nicht für den Alltagsgebrauch geprägt. ⲗⲟⲙⲩⲧ wäre wohl zunächst die korrekte Übersetzung für Geld gewesen.²⁶ Übersetzt man hier streng „Kupfer“ bzw. „Kupfermünzen“, so gewinnt die Geschichte nun einen ganz anderen Spannungsbogen. Die positive Figur Judas, wie sie seit der Wiederentdeckung des Evangeliums und bis ca. 2006 regelrecht gefeiert wurde, hätte der monetären Entlohnung ja gar keinen Wert beigemessen. In einer Zeit, in welcher der durchschnittliche Tagelohn für einen Arbeiter in den italischen Gebieten des Reiches bei etwa 4 Sesterzen (eine Messingmünze) oder 16 *as* (Kupfer) oder 64 *quadrans* (Kupfer) gelegen haben mag, betrogen „eine Handvoll Kupfermünzen“ wahrscheinlich nicht einmal einen vollen Tageslohn. Kupfer- und Bronzemünzen wie *as*, *dupondius*, *quadrans* waren – selbst in Ägypten mit seiner fiduziären Währung und den Sondermünzen wie Drachme, Tetradrachme etc.– Kleingeld und besonders inflationären Tendenzen bei der Umwechslung in höhere Silber- und Goldnominale ausgesetzt.²⁷ Im Judasevangelium geht es Judas also wahrlich nicht ums Geld, sondern vielmehr umgekehrt: Die Betonung liegt auf der geradezu vernachlässigbaren Kaufkraft der Judas überreichten Handvoll Kupfermünzen!

Natürlich spielte Münzgeld im Römischen Imperium eine andere Rolle als im spätmittelalterlichen Deutschland; abgesehen davon, dass Münzgeldumlauf sich auf einige Teilbranchen des Systems Gesellschaft (v.a. Steuern, Militär) fokussierte und andere Segmente teilweise komplett außen vor ließ, liefen in den einzelnen Provinzen Asiens noch lange Zeit native silber- und kupferbasierte Umlaufwährungen neben der römischen Währung um, und es werden regional unterschiedlich ausgeprägte Formen von Geldnutzung und regional differenzierte Geldtheorien vorgeherrscht haben.²⁸ Zudem sind die Evangelien nicht als historische Quelle einzustufen. Nichtsdestotrotz: Offensichtlich verwenden das Koptische wie auch das Griechische und das Lateinische – im 4. Jahrhundert wurde *pecunia* als Terminus technicus für schlechte Kleinmünze und bewusst in Abgrenzung zu Silber-

24 Ebd., S. 713.

25 Ebd., S. 221.

26 Allen Chester Johnson, *An Economic Survey of Ancient Rome*, Bd. II: Roman Egypt to the Reign of Diocletian, New Jersey 1959, S. 424–445. Richard Duncan-Jones, *Money and Government in the Roman Empire*, Cambridge et al. 1994, S. 20–32, 90f.

27 Francesco de Martino, *Wirtschaftsgeschichte des Alten Rom*, 2. Aufl. München 1991, S. 377–344. Hans-Joachim Drexhage / Heinrich Konen / Kai Ruffing, *Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.–3. Jahrhundert). Eine Einführung*, Berlin 2002, S. 205–207; Hans Kloft, *Die Wirtschaft des Imperium Romanum*, Mainz 2006, S. 81, 110 (Tab. 11), und mit direkten Bezügen zu den biblischen Textbeispielen: Ders., *Die Wirtschaft der griechisch-römischen Welt. Eine Einführung*, Darmstadt 1992, S. 62–71.

28 Vgl. Richard Duncan-Jones, *Money and Government in the Roman Empire*, Cambridge et al. 1994.

geld (*argentum*) und Gold (*aurum*) benutzt²⁹ – hier verschiedene Ausdrücke für diverse Geldsorten bzw. Nominalstufen: Klein-, Mittel- und Goldgeld. Die Tatsache, dass das Judasevangelium nur in einer Übertragung in das Koptische, erstellt zwischen 220 und 340 n. C.³⁰ auf der Basis eines verschollenen griechischen Urtextes (abgefasst nach 180) erhalten ist, lässt also keinen endgültigen Schluss bzgl. der an Judas bezahlten Geldsumme zu (dies ist, wie die folgenden Überlegungen zeigen, auch gar nicht relevant). Setzt man hier den Begriff einfach mit „Geld“ bzw. „etwas Geld“ gleich, wie es die meisten Übersetzungen seit 2006 praktizieren³¹, entsprechend der Praxis der deutschen Übertragung des Neuen Testaments (ἀργύριον), bedeutet dies einfach die Standardisierung auf *pecunia* bzw. ἀργύριον. Zweifellos aber hätte dem koptischen Apokryphon – wenn es denn *wirklich* die Parodie eines *dämonischen* Judas, und *keine* Positivbewertung darstellte (wie die neueren post-Pagels'schen Interpretationen des Judasevangeliums behaupten) – viel besser gestanden, wenn eine *hohe* Geldsumme im Spiel gewesen und dies in der Gestaltung des Textes auch deutlicher herausgearbeitet worden wäre.

Die ursprüngliche Lutherbibel von 1545 übersetzt im Gleichnis von der Steuer für den Kaiser (Mt 22,15–22; Mk 12,13–17; Lk 20,20–26) die zur Steuerzahlung gereichte Münze mit *Grosschen* bzw. *Zinsmüntze* oder in neueren Bearbeitungen „Zinsgroschen“. Eine unfreiwillig korrekte Übertragung, denn zu Luthers Zeiten gab es tatsächlich den Zinsgroschen als Ankerwährung in Sachsen (Kapitel III). Luther aber spricht wörtlich (1543) von der *Zinssenmüntze*. Die Arbeitsübersetzung zum Neuen Testament³² macht daraus die „Steermünze“ bzw. den „Denar“: *Als Jesus aber ihre Bosheit erkannte, sagte er: Was versucht ihr mich, ihr Heuchler? Zeigt mir die Steermünze! Sie aber brachten ihm einen Denar*, heißt es in Matthäus (Mt 22,18–19, Hervorhebung durch Verf.). In Markus 12,15 und Lukas 20,24 verlangt Jesus dann auch *explizit* nach einem Denar: Das Original lässt Jesus bei Matthäus also nach νόμισμα τοῦ κήνσου (Steermünze) fragen und spezifiziert diese dann in allen drei belegten Fällen als δηνάριον (Nom. δηνάριος), die gebräuchlichste Mittelmünze im Römischen Reich des 1. Jahrhunderts für alltägliche Transaktionen, Soldzahlungen etc.³³ Und in der Tat: Der

29 Jones, Inflation, S. 203.

30 Gathercole, Gospel, S. 133.

31 Eine objektiv-wissenschaftliche Synopse des jungen und noch dynamischen Forschungsfeldes um das Judasevangelium liefert der Sammelband von Madelaine Scopello (Hrsg.), *The Gospel of Judas in Context. Proceedings of the First International Conference on the Gospel of Judas*, Paris, Sorbonne, October 27th–28th, 2006, Leiden / Boston 2008. Gathercole, Gospel, S. 109, oder auch der *Mainstream*: Rodolphe Kasser / Marvin Meyer / Gregor Wurst (Hrsg.), *The Gospel of Judas from Codex Tchacos*, Washington, D.C. 2006, S. 45. Die deutsche Übertragung dieses von der National Geographic Society gesponsorten Werkes übersetzt einfach „Geld“, vgl. Rodolphe Kasser / Marvin Meyer / Gregor Wurst (Hrsg.), *Das Evangelium des Judas aus dem Codex Tchacos*, 2006, Washington, D.C. 2006, S. 45 (hier identische Paginierung).

32 Lüdemann / Schleritt, Arbeitsübersetzung.

33 Entsprechende Textstellen in Nestle-Aland, *Novum Testamente Graece*, 27. neubearb. Aufl. [1993] 2006. A. H. M. Jones, Inflation under the Roman Empire, in: *Economic History Re-*

Zinsgroschen war die zur Lutherzeit im wettinischen Sachsen zur Steuerzahlung offiziell anerkannte Münze (Steuermünze). Seit 1498/1500 geprägt und zwischen 1500 und 1540 offiziell auf einen Wert von 1/21 Rheinischen Goldgulden (fl Rh) geschlagen, galt diese Groschenmünze in Sachsen als besonders wertstabil und damit zur Steuer- und Abgabenzahlung besonders geeignet.

„Wer eine Gesellschaftsordnung zerstören will, muss zunächst ihr Geldwesen in Unordnung bringen“ meinte bereits Lenin³⁴; schon 1756 hatte Johann Christoph Hirsch, ein Sammler numismatisch relevanter Urkunden der deutschen Geschichte seit dem Mittelalter, formuliert, es sei wohl ganz unumstritten, dass *das Müntzweesen eine von denen stärksten Grund-Säulen und vornehmsten Stuetzen seye, worauf die aeusserliche Wohlfarth und Glueckseeligkeit eines ganzen Staats oder Landes beruhe.*³⁵ Fast zeitgleich schreibt James Steuart, der „letzte Merkantilist“, Zeitgenosse und Autor von Adam Smiths großem Konkurrenzwerk (*An Inquiry into the Principles of Political Economy*, 1767), das

Muenzwesen des deutschen Reichs ist in einer so großen Verwirrung, daß sich darinnen bey nahe nichts bestimmtes findet, was ein Gulden sey. In Wien hat der diesen Werth; in Frankfurt einen andern; bey dem Wechsel einen dritten, in Sachsen einen vierten; und kurz in dem ganzen deutschen Kaiserthum sind Silbermuenzen, von gleichem Namen, von so verschiedenem Werthe, daß es fast nicht moeglich ist, den eigentlichen Werth des Guldens irgendwo auf irgend eine andre Art zu bestimmen, als daß man das Verhaeltniß anzeigt, in welchem er gegen Carolins und Dukaten steht, welche Muenzsorten nach ihrem Schrot und Korn am meisten bestimmt sind (1770).³⁶

Es ist nun vergleichsweise irrelevant, ob das Geldwesen edelmetallgebunden ist oder nicht, also der monetäre Grundstock – der hier im Folgenden als Erweiterung des geldtheoretischen Zentralbankgeldes M1 bis M3 als *M0* (Münzgeld ohne Sichtguthaben, Wechsel und andere Instrumente des bargeldlosen Zahlungsverkehrs) bezeichnet werden soll³⁷, maßgeblich für die Geldmenge ist, wie in Europa

view, Second Series, V (1953), S. 293–318, in leicht abgeänderter Form wieder abgedruckt in: A. H. M. Jones, *The Roman Economy. Studies in Ancient Economic and Administrative History*, Oxford 1974, S. 187–227, hier: S. 191f.

34 Zitiert nach: Werner Lachmann, *Stabiles Geld hat seinen Preis – Der Weg zur Europäischen Wirtschafts- und Währungsunion*, in: Ders. / Reinhard Haupt / Karl Farmer (Hrsg.), *Zur Zukunft Europas*, Berlin 2007, S. 178–206, hier: S. 185.

35 Johann Christoph Hirsch, *Des Teutschen Reichs Münz-Archiv [...]*, Erster Theil, Nürnberg 1756, Vorrede, §1.

36 James Steuart, *Abhandlung von den Grundsätzen der Muenzwissenschaft mit einer Anwendung derselben auf das deutsche Muenzwesen aus der englischen Originalhandschrift uebersetzt*, Wien 1770, S. 26f.

37 Im gegenwärtigen Sprachgebrauch bezeichnet *M0* („narrow money“) alle von der Zentralbank geschaffenen liquiden Mittel, d. h. Bargeld und Einlagen der Geschäftsbanken bei der Zentralbank. Hier und im Folgenden soll *M0* lediglich *Bargeld im historischen Sinne von Münzgeld* meinen. Weitere Definitionen. „Unter Geld sind im folgenden immer die eigentlichen Zahlungsmittel zu verstehen, die die drei Grundfunktionen als Tauschmittel, Recheneinheit und Wertaufbewahrungsmittel erfüllen, d. h. für die Frühe Neuzeit insbesondere Münzgeld aller Art, aber auch Wechsel und Buchgeld. Unter Währung dagegen soll die Verfassung oder Ordnung des Geldwesens eines Landes verstanden werden, d. h. alle Regelungen hinsichtlich der Geldschöpfung, des Zahlungsverkehrs und der Wertbeziehungen im Inland und mit dem

bis zum Ende des Goldstandards allgemein üblich. In jedem Fall, d. h. in den meisten zeitlichen und geographischen Räumen Europas seit dem Mittelalter und der Wiedereinführung der Münzprägung nach dem Fall des Weströmischen Reiches gilt: *Stabiles Geld erzeugt nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale Stabilität.*

Schlechtes Geld führt im Umkehrschluss zu einer Fehlallokation von Ressourcen und einer Ungleichverteilung wirtschaftlich-sozialer Leistungskraft und damit zu vielfältigen sozioökonomischen Asymmetrien im marktwirtschaftlichen

Ausland. Währungspolitik ist dementsprechend die Gestaltung dieser Regelungen durch die jeweiligen politischen Kräfte.“ (Gerhard). Als Kleingeld werden hier kleine und mittlere Sorten, also bis zu den Groschen/Batzen definiert. Der Begriff der *Währung* wird als synonym zu: „die gesetzliche Ordnung des Geldwesens eines Landes“, insb. hinsichtlich der Geldordnung, der Geldverfassung und des Geldsystems verstanden, „mit Vorschriften über a) den Annahmehzwang des Zahlungsmittels, b) die Form des Zahlungsmittels (z. B. Münze), c) die Deckung des Zahlungsmittels (z. B. Edelmetall), d) die Austauschbarkeit der (inländischen) Zahlungsmittel untereinander, d.h. die Festlegung der Zähl- oder Rechenweise, e) die Austauschbarkeit der (inländischen) Zahlungsmittel gegenüber dem Ausland, d.h. die Festlegung des Wechselkurses.“ (Schüttenhelm) Da im Reich Münzen sowohl aus Silber, als auch aus Gold geprägt wurden, i. d. R. aber keine gesetzlich fixierte, konstante Relation zwischen dem Gold und Silber bestand, ja Goldgulden ebenfalls im Kurs variabel waren, handelt es sich bei den im Reich in der Reformationszeit zirkulierenden Währungen in aller Regel um Parallelwährungen (Doppelwährung: fixe Gold-Silber-Ratio). Als Devaluation wird hier – in Abweichung etwa zu Schüttenhelm – allgemein der Zustand und auch die aktive Praxis von Geldentwertung definiert, sowohl in Form der (a) Verringerung des Münzfußes, als auch (b) der Abwertung im ‚Münzwechselkurs‘, d.h. in den offiziell fixierten Geldkursen. Beide Tatbestände korrelieren im Betrachtungszeitraum stark, sind also als funktional praktisch synonyme Effekte zur betrachten. Da es in der folgenden Arbeit nur um Münzen und Edelmetall geht, wird von verfeinerten Klassifikationsrastern hinsichtlich von Usancen wie im bargeldlosen Zahlungsverkehr üblich abgesehen. Die Austauschraten einzelner Münzen gegeneinander – unabhängig ob zwischen zwei verschiedenen Währungen oder zwischen zwei verschiedenen Nominalen innerhalb derselben Währung (etwa Groschen-Pfennige) werden vereinfacht als ‚Münzwechselkurse‘ bezeichnet (man könnte hier auch von Sortenkursen oder Geldkursen sprechen, da die deutschsprachige historische Forschung – nicht aber die angelsächsische, welche hier generell von *exchange rates* auch bei Münzkursen spricht – den Terminus des Wechselkurses für den bargeldlosen Zahlungsverkehr reserviert hat). Da das Publikum offizielle Edikte, Kurstabellen etc. nicht immer als bindend empfand, speisten sich Geldumlauf, Transaktionskasse und Zahlungssummen aus einem in der Komposition äußerst inhomogenem Konglomerat eigener und fremder Münzen. Grundsätzlich ergaben sich, je nach Angebot und Nachfrage nach einer bestimmten Münzsorte, variable Kurse, d. h. Marktpreise für die einzelnen Sorten, auch innerhalb bestimmter Währungssysteme, weshalb hier der wertneutrale *Terminus technicus* ‚Münzwechselkurs‘ alle Umwechslungstransaktionen von Münzen jeglicher Art beschreiben soll. Vgl. Hans-Jürgen Gerhard, *Miszelle: Neuere deutsche Forschungen zur Geld- und Währungsgeschichte der Frühen Neuzeit. Fragen – Ansätze – Erkenntnisse*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, LXXXIII (1996), S. 216–230, hier: S. 217. Hubert Emmerig, *Glossar zu Münztechnik und Münzverwaltung in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Zum frühneuhochdeutschen Wortschatz in ausgewählten Quellen (14. bis 17. Jahrhundert)*, hrsg. v. Reiner Cunz, Braunschweig 2006, S. 106; Joachim Schüttenhelm, *Der Geldumlauf im südwestdeutschen Raum vom Riedlinger Münzvertrag 1423 bis zur ersten Kipperzeit 1618. Eine statistische Münzfundanalyse unter Anwendung der elektronischen Datenverarbeitung*, Stuttgart 1987, S. 11f.

Austauschprozess. Dies umfassend zu belegen ist das Ziel der vorliegenden Arbeit. Bezugsraum ist das Reich mit Fokus auf Mittel- und Oberdeutschland (zur Begründung der Eingrenzungen s. u., Abschn. 2.2 bis 2.4). Der zeitliche Referenzrahmen wird durch das frühe Reformationszeitalter gebildet, da es hier zu vielfältigen ungleichgewichtigen Strukturwandlungs- und Anpassungsprozessen zwischen zwei wirkmächtigen Phasen oder Langzyklen kommt, welche die traditionelle Forschung als „Spätmittelalter“ und „Frühe Neuzeit“ benannt und die stärker wirtschaftshistorische Betrachtung als „mittelalterliche Agrarkrise“ und manchmal edelmetallinduzierte Deflation oder Depression auf der einen und „Preisrevolution“ bzw. „frühneuzeitliche Ausbauphase“ (Inflation) auf der anderen Seite bezeichnet hat. Dass die im Folgenden zu analysierenden Probleme in vielleicht ähnlicher Intensität in anderen Zeiten und anderen Räumen ebenfalls bestanden haben mögen ist denkbar und sogar wahrscheinlich. Eine entsprechende Erweiterung des Bezugsrahmens würde allerdings aus ersichtlichen Gründen den vorgegebenen und arbeitsökonomisch sinnvollen Rahmen der vorliegenden Analyse sprengen.

1. HOHE GELDENTWERTUNG, VIELE AUFSTÄNDE (1470–1525): KOVARIANZ ODER KORRELATION?

Schlechtes Geld ist in der Tat ein Phänomen, welches die deutsche (und nicht nur die deutsche) Geschichte wiederholt heimgesucht hat.³⁸ Etwas lapidar formuliert eine vorzügliche neue Studie zum Reichsmünzwesen im 14. Jahrhundert, einer der Grundtatbestände des mittelalterlichen Geldwesens seien die „beständig veränderlichen Kursverhältnisse zwischen den Münzsorten“ gewesen.³⁹ Die grundlegenden sozialhistorischen und wirtschaftlichen Implikationen und Konsequenzen dieser im weitesten Sinne korrekten Feststellung hat die bisherige geldgeschichtliche, numismatische und auch allgemeinhistorische Literatur jedoch weitgehend ausgeblendet (vereinzelte Ausnahmen: siehe Übersicht in I.3). Aufstände und Revolten

38 In geraffter Form wurden die hauptsächlichen Vorüberlegungen präsentiert in: Philipp Robinson Rössner, Geld- und währungspolitische Probleme in Deutschland am Vorabend der „Preisrevolution“ (1470–1540). Quellenbefund und Forschungshypothesen, in: Angelika Westermann / Stefanie von Welser (Hrsg.), Beschaffungs- und Absatzmärkte oberdeutscher Firmen im Zeitalter der Welser und Fugger, Husum 2011, S. 287–309; Philipp Robinson Rössner, Armut durch Geldentwertung? Von der Deflation über die Devaluation zur Rebellion im Zeitalter der Reformation (1450–1550), Vortragsmanuskript für die Akten der Jahrestagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (GSWG, 2011), Hrsg. Günther Schulz, ersch. in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Beihefte (2012) und zuletzt: Philipp Robinson Rössner, Bad Money, Evil Coins? Coin Debasement and Devaluation as Instruments of Monetary Policy on the Eve of the ‘Price Revolution’, in: Ders. (Hrsg.), *Cities – Coins – Commerce. Essays in Honour of Ian Blanchard on the Occasion of his Seventieth Birthday*, *Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte der vorindustriellen Zeit*, Bd. 31, Stuttgart 2012, S. 89–120.

39 Hendrik Mäkelar, Reichsmünzwesen im späten Mittelalter, Teil I: Das 14. Jahrhundert, Stuttgart 2010, S. 25.